

XXVII Zweiter Weltkrieg

Besonders charakteristisch für die Zeit nach dem Bankenkrach zu Anfang der dreissiger Jahre waren die Demonstrationen in den Strassen Berlins. Kleine waren mit Kriegsende schon mehrfach vorgekommen. Sie nahmen aber jetzt ein anderes Gesicht an. Sie verloren den Charakter des improvisierten Zusammenlaufens von Arbeitslosen. Wer sie nicht gesehen hat, kann sich schwer eine Vorstellung von ihnen machen. Mehr als durch ihre Länge, wirkten sie durch ihre Aufmachung. Ich denke besonders an einen, der mich tief erregte. Er bewegte sich mit den üblichen roten Fahnen in auffallend langsamen Tempo, sodass der stets beschäftigte Berliner das Ende überhaupt nicht abwarten konnte. Ausserdem ging der Zug von vielen Hunderten unter völligem Schweigen vor sich und wies in den ersten Reihen ausgesucht kräftige Männer auf, zum Teil mit entblösstem Oberkörper. Das Ganze zeigte unverkennbar die Absicht der Einschüchterung. Sie wurde auch erreicht. Jeder Zuschauer musste sich sagen, so könne es nicht lange weiter gehen. Aber was konnte man tun? Der Einzelne war machtlos.

Dann kam im Januar der verhängnisvolle „Umbruch“. Wie überraschend er kam, habe ich auf fast komische Art erlebt. In der letzten Januarsitzung des im Kaiserhof tagenden Rotary-Kubs, als Hitler schon über unserem Versammlungsraum – wovon ich keine Ahnung hatte – wohnte, habe ich noch eine kleine Rede gegen den Nationalsozialismus gehalten: er suche Bestrebungen zu verbinden, die nicht vereinbar wären. Ich habe auch sonst mit meiner Ansicht nicht hinter dem Berge gehalten. Insbesondere verweigerte ich meine Unterschrift unter eine von höherer Stelle gewünschte scharfe Entgegnung der Berliner Universität gegen eine Rede des damaligen Kanzlers der Universität Oxford, Lord Halifax, da es mir nicht ratsam erscheine, den politischen einflussreichen Mann gegen Deutschland besonders aufzubringen. Auch stimmte ich später gegen die Vereinigung der Reichskanzlerschaft und Präsidentschaft in einer Person und sandte dem Kultusminister eine kleine begründete Denkschrift. Aber bald sah ich die Nutzlosigkeit solchen Vorgehens ein; es nutzte nichts und brachte nur Schwierigkeiten aller Art mit sich, nicht nur für meine Person, sondern für meine ganze Familie. Ein Wirken, nach dem meine Natur strebte, stiftete hier nur Schaden. Es war kein Konflikt von Pflichten, sondern die Schlussfolgerung aus einer nicht abzuändernden Lage.

Mit dem Jahre 1933 trat eine Veränderung auch in meinen eigenen Leben ein. Alsbald fand meine zehnjährige Tätigkeit als Mitglied des Senats der Berliner Universität ein Ende. Auch wurde ich noch vor Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze (68 Jahre) „emeritiert“, was mir aber gar nicht unangenehm war, da damit nur meine Verpflichtung, nicht meine Rechte berührt wurden. Meine Lehrtätigkeit setzte ich daher fort. Während bei einem Fachkollegen Stinkbomben geworfen wurden, vollzog sich bei mir eine Änderung nur insofern, als sich auf den hinteren Bänken des Auditorium maximum eine zwanzig Köpfe zählende Schar von Neulingen ansammelte, die durch Flüstern mit einander zeigte, dass sie zusammengehörte. Bei dem Frage- und Antwortspiel, das ich bei meiner Vorlesung von Zeit zu Zeit vornahm, wandte ich mich gelegentlich auch an diesen neuen Zuwachs, ohne jedoch Erfolg zu erzielen. Die unzweideutige Überwachung empfand ich als so unakademisch, dass ich am Schluss des Semesters verkündete, ich stelle meine Vorlesungstätigkeit ein. Das hatte die überraschende Folge, dass die Schar der Neulinge durch eine Deputation mit ihrem Senior an der Spitze mich bitten liess, meinen Entschluss nicht auszuführen. Ich antwortete, an ihm festhalten zu müssen, da

ich mich durch die Ueberwachung behindert fühlte und meine Ausführungen für sie zwecklos seien, da sie in ihren Ansichten festgelegt seien. Darauf erhielt ich zur Antwort, sie ständen allerdings auf einem anderen Standpunkt, hätten aber gesehen, dass man bei mir etwas lernen könne. Trotzdem blieb ich bei meinem Entschluss. Nur mein Seminar setzte ich noch fort. Zu seiner Aufgabe machte ich die Stellung zur neuesten wirtschaftlichen Broschüren-Literatur des In- und Auslands. Jedes Mitglied musste nach freier Wahl ein Referat übernehmen, das als Grundlage einer eingehenden kritischen Erörterung diene. Nationalsozialisten waren als Mitglieder nicht nur zugelassen sondern erwünscht. So bekam man einen guten Überblick über die wirtschaftlichen Bestrebungen der Zeit. War die Vorlesung ein unbefriedigender Abschluss meiner Lehrtätigkeit, so war das beim Seminar keineswegs der Fall. Die internationale Behandlung der Zeit- und Streitfragen erwies sich für Leiter wie Mitglieder als fruchtbar. Sie war aber etwas Einmaliges.

Mit ihr war meine Lehrtätigkeit jedoch noch nicht ganz abgeschlossen. Aus den Mitarbeitern an den von mir herausgegebenen „Wandlungen in der Weltwirtschaft“ bildete sich eine Arbeitsgemeinschaft, die in gewisser Weise der Höhepunkt meiner gesamten Lehrtätigkeit war; sie reichte noch in den zweiten Weltkrieg hinein, bis die Einberufungen auch dieser schönen Arbeit ein Ziel setzten. Der vorzeitige Abschluss der mir besonders am Herzen liegenden Sammlung, von der Bände erschienen sind, ist aber nicht durch Mangel an guten Arbeiten, sondern durch den Mangel an Papierbewilligung herbeigeführt worden. Der furchtbare Zusammenbruch hat dann die Weiterführung des umfassenden Planes nicht mehr gestattet. Meine weltwirtschaftlichen Studien haben nicht den Abschluss gefunden, nach dem ich so eifrig gestrebt habe.

Wie in mein berufliches Leben griffen die Ereignisse auch in mein Familienleben ein. Schon durch die erwähnten Reisen, noch mehr durch ihre grösstenteils ausserhalb Berlins vor sich gehende Berufsbildung hatte sich das jugendliche Getriebe in meinem Hause sehr verringert. Auch sonst machte die Verselbständigung schnelle Fortschritte. In etwas mehr als anderthalb Jahren verheirateten sich alle vier Kinder. Wir hatten aber zum Glück noch den in Berlin geborenen Nachzügler, unsern dritten Sohn. Er hatte in der Taufe den Namen Ernst nach seinem Grossvater Zitelmann, für den die Geburt des zwölften Enkels die letzte Freude seines reichen Lebens gewesen ist, und den Namen Otto nach seinem Onkel v. Gierke, in dessen Haus ich meinem Schwiegervater zuerst begegnet bin. Ich hoffte, dass Ernst von seinem Grossvater die hohe Kunst erben würde, strenge Berufsarbeit mit offenem Sinn für alles Schöne und heller Lebensfreude zu verbinden, und dass auf ihn sein Onkel als Vorbild germanischer Tugenden wirken werde. Ich gewann von Jahr zu Jahr mehr den Eindruck, mich in dieser Hoffnung nicht getäuscht zu haben.

Er wurde natürlich der Liebling der Eltern und Geschwister. Das Leben bekam nicht durch seine Jugend ein etwas anderes Gesicht. Er suchte sehr bald Grammophon und Rundfunk, deren technische Überraschungen noch für seine Geschwister voran gestanden hatten, zur Lebensverschönerung eifrig auszunutzen. Mit Hilfe unseres kleinen Bestandes an guten Schallplatten machte er sich mit einigen musikalischen Meisterwerken so genau bekannt, wie es bisher regelmässig unmöglich gewesen war, und erwarb sich damit, ohne es zu wollen, ein gewisses Qualitätsgefühl für die Musik. Mit Hilfe des Rundfunks erfuhr auch seine Musikkenntnis eine Erweiterung, wie sie früher ausgeschlossen war. Die Musik wurde so früh ein Bestandteil seines Lebens. Da in den Stunden seines feinsinnigen Geigenlehrers

die Unterhaltung über Musik vielleicht ebenso wichtig wie der eigentliche Unterricht war, reifte er auch zu eigenem Urteil heran. Die Entwicklung erhielt ihren schönen Abschluss durch Eintritt in den „Mozartchor“, welcher zwar der „Hitler-Jugend“ angegliedert worden war, aber seinen ehemaligen Charakter sich bewahrt hatte und nicht die Bestrebungen und Misstände aufwies, die mich – nach kurzem Versuch – veranlasst hatten, unsern jungen Sohn von den üblichen Veranstaltungen fern zu halten. Im Mozartchor hatten sich Jungen und Mädchen zusammen gefunden, für die Musik vielfach zur Hauptlebensfreude geworden war. Das freundschaftliche Zusammenwirken verlieh dem Wesen von Kunst einen immer deutlicher hervortretenden Zug des Harmonischen. Durch Konzertreisen wurde auch sein Gesichtskreis erweitert und durch die Aufnahme in die Leitung des Mozartchors fand sein jugendlicher Tatendrang einige Befriedigung. An dieser Entwicklung, die mir in der Jugend gefehlt hat, hatte ich grosse Freude, auch daran, dass sich auf der musikalischen Grundlage der Tanz, der bei mir über Stümperei nicht hinausgekommen war, zu natürlicher Meisterschaft entwickelte. Das Bild meines tanzenden Sohnes in den ebenso bescheidenen wie reizenden Tanzfesten in unserem Hause werde ich nie vergessen. Immer mehr habe ich es als Trost empfunden, dass sein Bild frei von allen Zügen des Alters und Berufs ist: eine reine Erinnerung an einen sonnigen Jüngling.

Die Musik war es auch, die neben dem Skisport Ernst, trotz des grossen Altersunterschied, mit seinem Schwager Werner Heisenberg eng zusammenbrachte. Nach gemeinsamem Musizieren und auf gemeinsamen Skitouren wurde eifrig über die neuesten Probleme der Physik diskutiert, sodass ich auch hier bald nicht mit konnte. Die Freundschaft unter den Geschwistern war nicht minder gross. Während aber der Schwiegersohn häufig bei uns wohnte, hatten die Brüder wie Schwestern zur selben Zeit ihre Lebenskreise ausserhalb Berlins.

Mein ältester Sohn wurde bald nach erfolgreichem Abschluss des Studiums Syndikus in der Deutschen Erdöl A.G.. Die Verbindung von Recht, Wirtschaft und Technik entsprach sehr seiner Veranlagung und Ausbildung. Er war mit Leib und Seele in seinem Beruf tätig. Sogleich zu Anfang hatte er wegen starker Eingriffe der Behörden einen Prozess zu führen, dessen siegreicher Ausgang seiner Stellung in der Gesellschaft zu Gute kam, ihm aber sonst sehr verargt wurde.

Mein zweiter Sohn erhielt kurz nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1934 eine Anstellung in der Berliner Leitung des neugegründeten „Syndikats für zusätzliche Ausfuhr“. So sehr ihn die Tätigkeit interessierte und förderte, es wurde ihm schwer, sich in die veränderten Verhältnisse in Deutschland hineinzufinden. Er hatte sich sein Vaterland, für das er im Ausland so oft eingetreten war, ganz anders vorgestellt. Obwohl er in seiner Tätigkeit schöne Erfolge hatte, lasteten die Zeitereignisse schwer auf ihm; auch standen die Beschränkungen der Lehr- und Lernfreiheit, die er kurze Zeit als Student selbst und dann bei seinem Vater erlebte, mit seinen Anschauungen und Lebensplänen in Widerspruch. Als er daher telegraphisch zu einer wichtigen Besprechung nach London gerufen wurde, zauderte er nicht, der Aufforderung zu entsprechen. Es handelte sich um die Stelle eines „financial secretary“ beim Generaldirektor des englischen, holländischen und deutschen Firmen zusammengeschmolzenen grossen Konzern von „Uni-Lever“, wofür er von verschiedenen Seiten in Vorschlag gebracht worden war. Er glaubte von dieser angebotenen Stelle aus noch umfassendere Einblicke als bisher in die internationalen Wirtschaftsverhältnisse gewinnen zu können und daher das Anerbieten nicht ausschlagen zu dürfen.

Haben wir Eltern auch unseren zweiten Sohn verschiedentlich bei seinen kurzen Besuchen in Deutschland wiedergesehen, so konnten wir uns doch von seinem Leben und Streben in England nur sehr unvollständig ein Bild machen. Darum fassten wir 1938, als die Verständigung in der Sudetenkrise eine in Deutschland begeistert begrüßte Festigung des Friedens geschaffen zu haben schien, den Entschluss, einer alten Einladung unseres Sohnes Folge zu leisten. In der damaligen Freudenstimmung empfanden wir die Fahrt nach Southampton – meine letzte Seefahrt und zwar auf dem Dampfer mit dem erinnerungsreichen Namen „New York“ – als einen besonderen Höhepunkt in unserem Leben, und nicht minder schön war der Aufenthalt in Weybridge. Ernst genoss den Vorzug, ein fremdes Land und die grösste Stadt der Welt ein wenig kennen zu lernen; am liebsten plauderte er mit seinem geliebten Bruder, seiner freudigen Schwägerin und seinem niedlichen Neffen. Doch zum Schluss erlitt der Aufenthalt eine starke Dämpfung. Es zeigte sich, dass sich die politischen Gewitterwolken noch keineswegs, wie wir in Deutschland gehofft und geglaubt hatten, verzogen hatten. Mehr als vom Frieden wurde vom Krieg gesprochen. Die sorgenfreie Stimmung der Hinfahrt wollte sich nicht wieder einstellen. Alles schien auf baldiges Ende der Regierung Neville Chamberlains zu deuten.

Auch in Deutschland zeigte sich ein Umschwung, der besonders in der Gesellschaft für das Studium Ost-Europas hervortrat, wo wir noch mehrmals Herren der polnischen Botschaft zu Gast hatten. Ich sah dort mit Schrecken das Verhängnis herannahen. Es bedrückte mich umso mehr, als ich mir nicht vorstellen konnte, dass die zwei Jahrzehnte gefesselte deutsche Wehrmacht den Anforderungen eines neuen Weltkrieges gewachsen, die seelische Widerstandskraft im Volke durch den Widerstreit der revolutionären Entwicklung gefährdet sei. So bemächtigte sich meiner eine Stimmung niedergedrückten Kleinmuts, als aus den immer neuen undurchsichtigen Streitigkeiten im polnischen Korridor der Krieg mit Polen und seinen Verbündeten Frankreich und England hervorwuchs. Sie war lange nicht zu bekämpfen.

Doch trat am 22. Juni mit dem Waffenstillstandsgesuch Frankreichs ein Umschwung ein. Ich sah ein, wie vorsichtig ein Laie mit Urteilen in militärischen Dingen sein müsse, und gab mich der Hoffnung hin, es könne zwischen den beiden sich so trefflich ergänzenden Nachbarvölkern eine Verständigung und damit vielleicht sogar eine baldige Beendigung des Krieges überhaupt herbeigeführt werden, der traurigste Gedenktag in meiner Familie, der Todestag meines Vaters, könne zum Glückstag nicht nur für das deutsche Volk werden!

Diese Wandlung war jedoch nicht die einzige. Genau nach Jahresfrist, am 22. Juni 1941, erhielt das deutsche Volk die unerwartete Nachricht vom Einmarsch in Russland. Was hatte diese neue Wendung zu bedeuten? Nur Wenige wagten eine Antwort. Sie war dadurch auch erschwert, dass innenpolitische Gründe die Beurteilung des Bolschismus beherrscht hatten. Er war zum Arsenal für die Bekämpfung des in Deutschland sich regenden Kommunismus gemacht worden. Die aussenpolitische Betrachtung der Sowjetunion hatte darunter gelitten. Ich erinnerte mich jedoch eines eindrucksvollen Vortrags, den ein der deutschen Botschaft attachierter höherer Offizier im geladenen Kreise der Gesellschaft für das Studium Ost-Europas vor einiger Zeit gehalten hatte und in dem er zum Schluss gekommen war, Russlands Rüstung sei im Augenblick noch nicht gefährlich, könnte es aber werden, wenn die angenommenen neuen Pläne zur Ausführung gebracht würden. Arbeiten in meinem Seminar hatten mir gezeigt, dass wirtschaftliche Pläne der Russen keineswegs nur auf dem Papier standen;

Deutschlands bester Pflanzenzüchter, Professor Erwin Bauer, hatte mir sogar gesagt, dass auf seinem Gebiet keineswegs, wie ich geglaubt hatte, die Nordamerikaner, sondern die Russen an erster Stelle ständen; und vor Allem hatte der von Singapur her bekannte und besonders geschätzte Generaldirektor des Kalisyndikats Diehn schon im Jahre 1936, als er von einer längeren Besichtigungsreise russischer Industrieanlagen zurückkehrte, eine längere Unterredung mit den Worten geschlossen: „Jedenfalls sind die Russen über die Kinderkrankheiten hinweg“. Schon das sprach dafür, dass man nicht das Russland des Jahres 1941 mit dem von 1914 auf eine Stufe stellen durfte. Vor allem war Russland auch unter Stalin etwas anderes als unter Lenin geworden. Für Lenin standen politische Ziele voran; er stürzte das Kaisertum und zerstörte seine Volkswirtschaft; das führte er so gründlich durch, dass Hungersnöte und Aufstände die Folge waren. Stalin behielt die revolutionären Schlagworte bei, wollte aber auf den Trümmern wieder aufbauen und die produktiven Kräfte des grossen Landes zur Entwicklung bringen. Am 4. Februar 1931 hatte er verkündet: „Wir sind hinter den führenden Ländern um fünfzig bis hundert Jahre zurückgeblieben. Wir müssen diese Entfernung in zehn Jahren durchmessen. Entweder werden wir das fertig bringen, oder man wird uns niedertreten“. Schon wenige Jahre darauf konnte er auf dem bolschewistischen Parteitag ausführen: „Wir haben jetzt einen gänzlich neuen sozialistischen Staat, ... der sich in Form und Funktionen vom Staat der ersten Phase stark unterscheidet.“ Jetzt sei Hauptaufgabe „die wirtschaftlich-organisatorische und kulturellerzieherische Arbeit“. Von dieser Arbeit wusste der Erziehungsminister Lunartscharki bei seinen Besuchen in Berlin viel zu erzählen; mag auch einiges gefärbt gewesen sein, die breite Masse des russischen Volkes war es, der die Bestrebungen der russischen Regierung jetzt galten. Sie stand anders da, als unter der Zarenherrschaft im ersten Weltkrieg; die damals gemachten Erfahrungen hatten ihre Gültigkeit verloren. Da ich befürchtete, man unterschätze an vielen Stellen die eingetretenen Wandlungen, habe ich einige Zeit vor dem deutschen Einmarsch in Russland einem Mitglied des Forschungsrates ein kleines Memorandum eingereicht, in dem ich Studien über Russlands neueste wirtschaftliche Entwicklung, für die es an Material nicht fehlte, dringend befürwortete. Mein Schriftstück wurde mehr als inopportun zurückgereicht. Der 22. Juni sollte von neuem ein dies nefastus für mich werden und dieses Mal auch für meine Familie und für das ganze deutsche Volk.

Ähnlich wirkte die deutsche Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten. Es erschreckte mich, dass mit ihr das psychologische Kampfmittel geliefert wurde, die verbreitete Interessenlosigkeit gegenüber den europäischen Entwicklungen zu überwinden. Ich wusste damals zwar noch nicht, in welchem Masse die Vereinigten Staaten, da ihr Praesident die Neutralitätspflicht nur auf den „shooting war“ bezog, Deutschlands Feinden Kriegsmaterialien geliefert hatte. Ich wusste aber, dass sie in diesem Kriege anders als im ersten Weltkrieg zu beurteilen waren. Sie waren in ihrem weiten Lande vor Produktion mindernden Zertörungen gesichert und konnten die Erzeugung für Kriegszwecke ausbauen ohne die Versorgung ihrer Bevölkerung empfindlich zu drosseln. Auch musste ich an das denken, was Charles Crane mir einst in Chicago über das Zusammenwirken der Vereinigten Staaten mit Russland dargelegt hatte und was seitdem bereits in manchen Tatsachen zum Ausdruck gekommen war.

Der neue Krieg griff auch ganz anders, als der vor 25 Jahren, in mein Familienleben ein. Drei Söhne und zwei Schwiegersöhne standen im militärpflichtigen Alter. Mein zweiter Sohn ist allerdings den Gefahren des Krieges nicht unmittelbar ausgesetzt gewesen; doch griff der Krieg auch in sein Leben

jäh ein. Am Tage der Kriegserklärung wurde er aus seiner Stellung bei Uni-Lever entlassen. Er kam zunächst in ein Detentionlager, in dem er schwer erkrankte; zwei Jahre musste er dann als Landarbeiter tätig sein und konnte in dieser Zeit seine Familie nur dadurch ernähren, dass er nach der Handarbeit schriftstellerischer Tätigkeit sich widmete. Der meiner jüngsten Tochter, der Professor der Physik an der Berliner Universität, ist auch nicht eingezogen, wurde jedoch nach der Kapitulation mit zahlreichen Kollegen in Gefangenschaft abgeführt, aber nach einigen Monaten wieder entlassen worden. Mein zweiter Schwiegersohn wurde alsbald nach Beginn des Krieges eingezogen, hat dann vor allem den Feldzug in Frankreich mitgemacht und geriet später in amerikanische Gefangenschaft.

Schwerer war das Schicksal meines ältesten und meines jüngsten Sohnes. Mein ältester Sohn wurde alsbald nach Besetzung Norwegens, ohne von den Eltern Abschied nehmen zu können, nach der am Polarkreis östlich vom Nordkap gelegenen kleinen Stadt Kirkenes geschickt, wo der kürzeste und lange Zeit einzige Weg vorüberging, der eine Verbindung Russlands mit seinem Verbündeten ermöglichte; neunzehn Geleitzüge sind hier bis Ende 1942 nach Murmansk und Archangels vorbeigezogen. Für Unterkunft der deutschen Truppen hatte natürlich Vorsorge nicht getroffen werden können. Es trat nach einiger Zeit jedoch eine Veränderung ein. In Verbindung mit den Kämpfen in Süd-Russland wurde nämlich eine weniger gefährliche Verbindung mit Russland vom Persischen Meerbusen aus durch Iran hergestellt. Damit büsste Kirkenes seine Bedeutung zum grössten Teil ein. Aber die Westküste Norwegens gewann sie, als die Vereinigten Staaten See- und Luftstützpunkte im zu Dänemark gehörigen Grönland anlegten und die Verteidigung Islands als „lebenswichtig für die Vereinigten Staaten“ erklärten. Das hatte zur Folge, dass mein ältester Sohn nach kurzem Einsatz in den heftigen Kämpfen an der finnischen Front in südlichen Gebieten Norwegens, zunächst nach Mo, dem nördlichsten Endpunkt der norwegischen Eisenbahn, und dann nach Oslo versetzt wurde. Damit wurden die Sorgen um ihn verringert.

Anders unser jüngster Sohn. Nach abgekürzter Ausbildung in Potsdam wurde er nach Russland geschickt. An der Front kaum angekommen, wurde er wenige Tage nach seinem achtzehnten Geburtstag in der Schlacht von Wjasma in vorderster Reihe als Maschinengewehr-Schütze eingesetzt und ein Opfer der russischen Scharfschützen. So schwer dieser Tod unseres begabten Lieblings die Eltern und Geschwister traf, im Verlauf des Krieges veränderte sich die Stimmung. Ernst ist noch im Hochgefühl eines deutschen Sieges gefallen. Bald sollte sich die Lage wandeln. Noch im Monat seines Todes, am 30. Oktober 1941 erklärte sich Präsident Roosevelt bereit, alles zur Kriegsführung Nötige der Sowjetunion auf Grund des Pacht-Leih-Gesetzes vom 11. März 1941 zu liefern, mit den Lieferungen sogleich zu beginnen, Rückzahlung nicht vor Ablauf von fünf Jahren nach Beendigung des Krieges zu beanspruchen und auf jede Zinszahlung zu verzichten. Wenige Tage darauf am 24. Jahrestag der russischen Revolution erklärte Roosevelt die Verteidigung Russlands „für die Verteidigung der Vereinigten Staaten lebenswichtig“, wodurch allen Lieferungen an Russland ein Vorzugsrecht eingeräumt wurde. Unzweifelhaft hat der frühe Tod viel seelische und körperliche Not unserm Sohn erspart. Vielleicht kann sogar die amerikanische Zusage an Russland, der die Lieferungen voll entsprachen – allein Flugzeuge, Panzer, Geschütze und anderes Kriegsmaterial für 6,2 Milliarden Dollar – als der Hauptwendepunkt im Kriege bezeichnet werden.

Die Familienverhältnisse trugen dazu bei, in der Zeit des Wiedererwachens des ursprünglichen Pessimismus den Boden für Befürchtungen fruchtbar zu machen. Doch schufen die Feinde gewiss Gegengewichte. Sie veröffentlichten Kriegsziele, die jede Hoffnung auf einen Verständigungsfrieden zu zerstören schien. Das war umso bedrückender, als eine normale Möglichkeit eines Regierungswechsels, wie sie im ersten Weltkrieg bestand, in Deutschland jetzt fehlte. Eine anormale, gewaltsame Änderung brachte aber inmitten des furchtbarsten Krieges der Weltgeschichte die Gefahr eines Bürgerkrieges mit sich, dessen Schrecken nicht auszudenken waren. Die Bedenken, die mich im August 1934 bei der Volksabstimmung über das Staatsoberhaupt bestimmt hatten, gegen eine Vereinigung der Ämter des Staatspräsidenten und des Reichskanzlers in einer Person zu stimmen, gewannen mehr und mehr aktuelle Bedeutung. Es begann allgemein ein Konkurrenzkampf zwischen Furcht vor dem Frieden und der Kriegsfurcht, in ihm spielten Illusionen über den Frieden wie über den Krieg eine Rolle und gerieten persönliche und vaterländische Wünsche in Widerstreit.

So war meine Stimmung im Kriege starken Schwankungen ausgesetzt. Ich möchte glauben, dass es bei sehr vielen ähnlich gewesen ist, insbesondere bei allen mit den Verhältnissen im Osten Vertrauten und allen, bei denen zur Sorge um das Vaterland die Sorge um die Nachkommenschaft hinzukam. Natürlich sind solche Schwankungen aus inneren und äusseren Gründen nicht immer offen ausgesprochen worden; auch wird gar leicht die letzte Haltung auf den Krieg im ganzen projiziert.

Stimmungen spielten auch sonst im zweiten Weltkrieg eine grössere Rolle als im ersten. Das war in Deutschland besonders der Fall, weil der Krieg in enger Verbindung mit einer Revolution stand, sodass zur innenpolitischen Erregung, wie sie Deutschland noch nicht erlebt hatte, eine Kriegererregung hinzukam, die darum allgemeiner und heftiger war, weil der Krieg seinen Charakter verändert hatte. Im ersten Weltkrieg waren die Angriffe noch im Wesentlichen, wie früher, auf die soldatische Front beschränkt gewesen; jetzt dehnten sie sich auf alle grossen Städte und immer mehr auf alle Teile des Landes aus. Auch zeitlich war der Krieg nicht mehr beschränkt; wie schon im Schützengraben des ersten Weltkriegs, konnten jetzt im ganzen Lande zu jeder Tages- und Nachtzeit Angriffe erwartet werden. Diese örtliche und zeitliche Unbegrenztheit, die der Krieg nirgends so wie in Deutschland zeigte, ist die ausgeprägteste Besonderheit, die er gegenüber allen voraufgegangenen Kriegen aufweist; und im selben Masse, wie sie sich im Laufe des Krieges entwickelte, übte sie einen immer mehr beherrschenden Einfluss auf die Stimmung aus; er wurde noch dadurch sehr gesteigert, dass im Inland scharfe Zwangsmassnahmen nicht nur gegen die einzelne Person, sondern ebenso auch gegen ihre Angehörigen gerichtet wurden. Diese gegen die eigenen Volksgenossen angewandten terroristischen Massnahmen brachten Sorgen und Kümernisse mit sich, wie sie so niederdrückend wohl noch kein Volk erlebt hat.

Der neue Weltkrieg war für mich auch darum drückender als er der erste, weil ich in ihm nicht mehr zu Wirtschaftsfragen herangezogen wurde. Ich musste mir selbst Aufgaben stellen. Für die aus dem Felde zurückkehrenden Studenten hatte ich am Schluss des ersten Weltkrieges – wie dargelegt – eine auf sie zugeschnittene besondere Vorlesung gehalten und damit einem Bedürfnis entsprochen. Auch das konnte ich nicht wiederholen, aber ich konnte doch das, was ich nicht mehr im Vortrag vorbringen konnte, in einem Buch niederlegen.

Wie einst bei mir selbst, so habe ich auch bei meinen Studenten immer wieder bestätigt gefunden, dass die Wissenschaft umso wirksamer ist, je mehr sie nach dem Aristotelischen Satz ein „Erkennen mit Hilfe des Allgemeinen“ ist. Das gilt nicht nur von Einzelproblemen. Die Volkswirtschaftslehre hat zwar einen nach Völkern und Ländern verschiedenen Gegenstand; wie ihre Hauptgefahr daher in ungenügender Berücksichtigung der gegebenen Voraussetzungen besteht, so ist es andererseits auch ein besonderer Erfolg, wenn sie den Beweis erbringen kann, dass, trotz Berücksichtigung der Verschiedenheiten im Objekt ein gleiches Ergebnis erzielt wird. Eine internationale Betrachtung ist daher ebenso aus theoretischen wie aus praktischen Gesichtspunkten geboten. Die Aufgabe umfasst aber noch mehr. Ernsten Studenten drängt sich immer wieder die Frage auf, wie sich die Wissenschaft vom Wirtschaftsleben zu Religion und Ethik, Recht und Technik, Philosophie und Kunst verhält. Nicht minder wichtig ist es, sich alsbald auch über die Arten und Besonderheiten der Wirtschaftsgemeinschaften Klarheit zu verschaffen; nur auf solcher allgemeinen Grundlage lässt sich die Volkswirtschaft und ihr Verhältnis zu dem, was man mit dem Sammelnamen „Weltwirtschaft“ bezeichnet, erfassen. Hier wurzelt ein wesentlicher Teil der internationalen Fragen der Zeit; allein im grossen Zusammenhang können sie richtig verstanden werden. Endlich muss auch die Volkswirtschaftslehre in der Stufenfolge ihrer Entwicklung, ihre Stellung im Ganzen der Wissenschaft, ihre Aufgabe und ihre Methode behandelt werden. Eine solche „Einführung in die Volkswirtschaftslehre“ weckt erst das volle Interesse und richtige Verständnis für die Pflichtvorlesungen, die früher Allgemeine und Spezielle Volkswirtschaftslehre genannt wurden. Sie unterscheidet sich also von den herkömmlichen „Grundrissen“, sucht sie zu ergänzen, nicht zu ersetzen. Den Beweis, dass solche Ergänzung ratsam ist, glaube ich am Schluss des ersten Weltkrieges erbracht zu haben. Da ich schmerzlich erkennen musste, dass die von mir herausgegebenen „Wandlungen in der Weltwirtschaft“ trotz aller Mühe, infolge des Krieges ein Torso bleiben würden, lag mir daran, doch auch im zweiten Weltkrieg ein wenig zum Wiederaufbau im dargelegten Sinne beizutragen.

Zur alten Aufgabe gesellte sich eine neue. Sollte mein Buch auch nicht ein „Grundriss“ sein, so doch eine „Einführung“. Eine solche war einerseits vor Allem durch die eine Reinigung darstellende innere „Krise“ der Weltwirtschaftswissenschaft zu einem Bedürfnis geworden. Diese ungenügend bekannten und gewürdigten Fortschritte hatten ähnlich wie in der Naturwissenschaft, den Abstand zwischen Wissenschaft und Bildung vergrössert. Das bedeutete aber nicht in beiden Fällen das Gleiche. In der Naturwissenschaft hatte es, wenigstens zunächst, auf dem geräumten Felde allerhand wunderliche Früchte reifen lassen, damit aber wenig geschadet. Die Wirtschaft dagegen spielt im Leben eine so hohe Rolle, dass ein mangelndes Verständnis sich irgendwie rächen musste. Unter diesem Gesichtspunkt war eine Einführung in die Gegenwartsprobleme der Volkswirtschaftslehre ein in weiten Kreisen, freilich meist recht unklar empfundenenes Bedürfnis.

Mein Buch „Wirtschaft in Leben und Lehre“, mit dem ich diesen Zweck verfolge, ist zu Anfang des Krieges, in der Hauptsache vor dem 22. Juni 1941 geschrieben worden. Schwieriger und langwieriger als das Schreiben, war es, die Genehmigung zur Veröffentlichung und insbesondere die nötige Papierbewilligung zu erhalten. Dabei konnte ich nichts tun; es war Aufgabe des Verlegers; er hatte die Verhandlungen mit dem Propaganda-Ministerium und der Papierstelle zu führen. Seine Stellung war durch die neue Gesetzgebung verändert worden. Er haftete für den Inhalt des Buches, das er herausgab,

genau wie der Verfasser. Damit hatte sich – wie es auf der fünften Arbeitstagung des „Amtes Schrifttumpfleger“ 1938 hiess „der Bediente des Schriftstellers zum Beauftragten des Staates gewandelt“. Ich musste etwa zwei Jahre auf die Entscheidung warten. Es wurden auch einige Änderungen verlangt, auf die ich nur eingehen konnte, soweit sie den sachlichen Inhalt nicht berührten. Auch dieses Buch ist ein Opfer der Luftangriffe geworden. Der Restbestand der ersten Auflage ist mit den Matritzen verbrannt.

Als dieses Buch endlich fertig war, suchte ich mir in diesen Erinnerungen Klarheit über mein Leben und Streben zu verschaffen.